Einiges aus Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Nun hast Du sie wieder nach kurzer Pause
Zum Reden versammelt im hohen Hause!
Nach Kämpfen, die so scharf begannen,
Zum Osterfeste auszuspannen
Und sich zu gönnen flüchtige Ruh',
Das stand dem Volksvertreter zu.
Wie andere Sterbliche zog's auch ihn
Zur Gattin daheim am trauten Kamin,
Und als die Kinder, die mit Verlangen
Den Vater erwartet, um ihn sprangen,
Verloren sich langsam, wie dunkle Schatten,
In seinem Gedächtnis die Reichstagsdebatten.
Allein ein Glück in so schöner Gestalt
Ist unterworfen dem Wechsel bald,
Ans Scheiden früher oder später
Muß wieder denken der Volksvertreter,
Wen Bülow ihn mit allen Kollegen
Hat nötig wichtiger Dinge wegen.
So hat seit diesem Mittwoch nun
Er abermals gehörig zu tun,
Und zieht bekanntlich auch nicht Jeder
In einer großen Rede vom Leder,
Man kann, verteilt auf verschiedenen Stufen,
Dem Freunde helfen mit „Zwischenrufen"
Und kann mit starkem, ironischem Lachen
Den Gegner allmählich mundtot machen . . .

Verehrter Leser, ich habe oben
Den Fürsten Bülow hervorgehoben,
Doch denke nur nicht, daß auch er
Hat gern verlassen das blaue Meer,
Um in sein heimisch mit hohen Ehren
Verbundenes Amt zurückzukehren.
Wenn er von der gepriesenen Küste
Nicht unbedingt nach Hause müßte,
Um einzugreifen nötigenfalls
Mit gutem Humor und attischem Salz,
Er würde heute, wo diese Zeilen
Ich schreibe, noch in Rapallo weilen,
Auf Wanderungen zu neuen Werken
Zu schweren Beruf die Kräfte stärken
Und sicher auch in der nächsten Zeit
Genießen die wohlige Einsamkeit . . .

Und wie der Kanzler sich Berlin
Nicht länger diesmal konnte entzieh'n,
So treibt es, wie ich täglich seh',
Auch andere Leute an die Spree,
Um zu dem Taubel und Vergnügen
Noch ihren Senf hinzuzufügen.
Die Monte Carlo-Oper verließ
Daheim ihr herrliches Paradies,
Im Sonderzug durchflog die Landschaft
Fürst Alberts fünftausende Gesandtschaft,
Und auf der Fahrt durch Wälder und Fluren
Vernahm man zaubere Kolaturen.
Der Himmel weiß unter welchem Druck
Sind jetzt die Triller weniger schmuck,
Die kritische Presse der Berliner
Macht vor den Gästen zwar ihren Diener,
Hat ihnen, wie es sich geziemt,
Viel Schönes und Gutes nachgerühmt,
Doch keiner im Referentenschwarm
Geriet in Hitze und wurde warm.
Die klugen Händler, die mit Billetten
Hausieren, sind nicht mehr zu retten,
Es zahlt kein Mensch den unden Satz
Von vierzig Mark für den Logenplatz,
Der schlaue Leumann, der weise Müller
Gutsiehen selber die heiseren Triller.
Nun auch von England noch das kühne
Beginnen mit der Shakespeare-Bühne,
Ein großer Künstler in wundervollen,
Ihm wie auf den Leib geschriebenen Rollen:
Ich bin gespannt, wird man in Hausen
Zum „Hamlet" und zum „Falstaff" lausen . . .

Denn nur für Eines immerfort
Schwärmt der Berliner: für häufigen Sport,
Und wenn die muskulösen Athleten
Im Zirkus auf den Teppich treten,
So jubelt nicht nur über die Streiter
Der interessierte Transportarbeiter
Und Fleischergeselle, denen selber
Nichts tun die schwersten Möbel und Kälber:
Auch in den Logen regen am Ende
Sich allerliebste kleine Hände.

Und wenn noch einmal die Ringer sich packen
Zum Schluß, daß ihnen die Knochen knacken,
Wenn Koch den Paus nimmt und ihn schmeißt,
Daß man erst sieht, was Ringen heißt,
So freut das in den Logen die Damen
Weit mehr als Opern und klassische Dramen!

Jean Eschweiler.

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 14:

1. Hannibal
2. Pimpette
3. Matthias
4. Jungfrau
5. Halligen
6. Mandschu
7. Paganini
8. Pyramide

Richtige Lösungen gingen ein 7. Das Rätsel wurde richtig gelöst:

aus Halle von: Wilhelm Otto, Marie Schenk, Luise Keilhack, Ferdinand Schröder, Hugo Altmann.

von auswärts von: Paul Metz, Leipzig, Franz Meerscheidt, Elberfeld.

Prämie: Lessing's Werke. eleg. geb.,
entfiel auf **Luise Keilhack,** hier.

Rätsel.

Aus nachstehenden 59 Silben

a, al, ber, blü, das, e, e, e, e, e, e, e, e, eu, ha, i, il, la, le, le, li, li, li, li, li, li, ling, mer, mi, mi, mis, na, nal, ne, ner, no, nois, non, o, on, pa, pe, pi, po, ra, ra, re, ro, sa, sche, se, si, staub, ta, te, ten, ter, tur

sind 15 Wörter zu bilden von nachstehender Bedeutung: 1. botanische Bezeichnung, 2. weiblicher Vorname, 3. Staat in Nordamerika, 4. Königin des Altertums, 5. Küchenpflanze, 6. Nation, 7. veralteter weiblicher Vorname, 8. Schulgerät, 9. griechischer Feldherr, 10. Ausdruck des geistigen Lebens einer Nation, 11. Baum, 12. deutscher Dichter, 13. weiblicher Vorname, 14. befestigte französische Stadt, 15. großer Eroberer. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben im Zusammenhang ein Sprichwort.

Prämie: „Die Frau mit den Karfunkelsteinen" von E. Marlitt, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsquittung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" einzusenden.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler.)

V, der Vorhandspieler; sagt auf folgende Karte a-Handspiel an:

a, b, c, dB; aA, 9; b10, D, 7; eA.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube, Pique-Bube, Coeurs-Bube, Carr.-Bube, Treff-Aß, Treff-Neun, Pique-Zehn, Pique-Dame, Pique-Sieben, Coeur-Aß.

Ist das Spiel verlierbar? Wie hoch kommen die Gegner bei dem für sie günstigsten Kartensitz?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 11.

Kartenverteilung:

V. a10, D; b10, K, D, 9, 8, 7; d9, 7.
M. a, b, c, dB; aK, 9, 8; bA, eA; dA.
H. aA, 7; c10, K, D, 9, 8, 7; dD, 8.
Skat: d10, K.

Spiel:

1. V. b10, bA, aA (— 32.) — 2. H. c10, a10, eA (— 31.)

Damit haben die Gegner 63. Das Vorliegen der lang besetzten Zehnen war gerechtfertigt, da die blanken Asse beim Spieler vorausgesetzt werden durften.

Verantwortlicher Redakteur: Jean Eschweiler. — Druck und Verlag von W. Kutschbach. Beide in Halle a. S

Hallesche
Familien-Blätter
Wöchentliche
Gratis-Beilage
des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 15 — Halle a. S., den 14. April. — 1907

Sultan.

Eine Artistengeschichte.

Der Wirklichkeit nacherzählt von Gerd Harmstorff.

(Nachdruck verboten.)

Es war gegen Ende des Jahres 1889, als eines Tages an den Häusern und Zäunen der kleinen amerikanischen Stadt Ladville riesige Plakate erschienen, auf denen ein junger Mann im Ringkampf mit einem mächtigen Löwen abgebildet war, während der Text in großen, weithin sichtbaren Buchstaben verkündete, daß der weltberühmte Dompteur Mr. George Byford die Ehre haben werde, sich vor der Einwohnerschaft von Ladville mit seinen beiden gigantischen Berberlöwen „Sultan" und „Scheherazade" zu produzieren. Derartige Schaupiele üben auf ein amerikanisches Publikum immer die gewünschte Anziehung, und als der Abend der ersten Vorstellung gekommen war, füllte eine dichtgedrängte, erwartungsvolle Zuschauermenge den sonst zu Musikaufführungen und Vereinsfestlichkeiten benutzten Saal, den Mr. Byford als den einzigen geeigneten Raum, der sich in Ladville entdecken ließ, für seine Produktionen gemietet hatte.

Trotz der auf den Plakaten behaupteten „Weltberühmtheit" zählte der junge Bändiger noch zu den Anfängern in seinem Beruf. Er hatte die Artistenlaufbahn vor drei Jahren als Gehilfe und Schüler des bekannten Dompteurs Alicamonja begonnen, aber seine Tätigkeit hatte sich auf die Wartung und Pflege der dressierten Raubtiere beschränkt, da sein Lehrmeister nicht daran dachte, ihn zum Schaden des eigenen Ruhmes öffentlich auftreten zu lassen. Da war Byford eines Tages unvermutet durch Erbschaft in den Besitz eines kleinen Kapitals gelangt, das ihn in den Stand setzte, den jahrelangen Wunsch seines Herzens zu verwirklichen und sich selbständig zu machen. Er kaufte bei Bostock in Newyork ein allerdings etwas ungleichartig zusammengesetztes Löwenpaar, dessen männlicher Teil „Sultan" mit Namen, schon fünfzehn Jahre lang mit einer neuerlich aufgelösten Menagerie im Lande umhergezogen war, während die Löwin, die Byford selbst auf den klangvollen Namen „Scheherazade" taufte, ein erst drei Jahre altes, wunderschönes, aber auch sehr temperamentvolles und reizbares Tier war. Abgesehen von gelegentlichen ehelichen Zwistigkeiten, die niemals einen allzu ernsthaften Charakter annahmen, vertrug sich das Pärchen ganz leidlich mit einander, und namentlich „Sultan" erwies sich trotz seines reifen Alters als ein so williger und gelehriger Schüler, daß Byford ihm binnen kürzester Zeit nicht nur die üblichen Kunststücke beibringen, sondern ihn auch zu einem Ringkampf abrichten konnte, der zwar überaus wild und grauenerregend aussah, bei der Klugheit und Gutmütigkeit des Tieres aber kaum eine ernstliche Gefahr für den Bändiger in sich schloß.

Mit der schönen, schlanken „Scheherazade" dagegen war nicht viel anzufangen. Sie lernte es zwar bald, sich der Peitsche des Dompteurs zu fügen, aber sie blieb störrisch und ungelehrig, so daß sie bei den Produktionen mit ihrem ständigen Knurren und Zähnefletschen nicht viel mehr als eine wirkungsvolle Staffage abgab.

Da er auf seinen Reisen nicht ohne einen Gehilfen fertig werden konnte, hatte George Byford als Wärter einen ansässigen jungen Neger engagiert, der schon früher in verschiedenen Menagerien tätig gewesen war und an den sich die Tiere ebenso gewöhnt hatten wie an ihren eigentlichen Herrn und Gebieter.

Schon in mehreren kleineren Städten der Union hatte Byford mit bestem Erfolge seine Vorstellungen gegeben, und auch in Ladville schien sich alles vortrefflich anzulassen. Die Löwen waren am Nachmittag aus ihren kleinen listenartigen Transportkäfigen in den auf der Bühne des Musikhaales aufgestellten, zusammenlegbaren Eisenkäfig verbracht worden, der für die Vorstellungen diente. „Sultan" hatte mit gewohntem Phlegma alles über sich ergehen lassen, und „Scheherazade" hatte sich nicht aufgeregter gezeigt, als es ihre Gewohnheit war.

Als der Vorhang aufging, lief sie wie immer zähnefletschend an den Gitterstäben hin und her, und mit einem kurzen, dumpfen Gebrüll begrüßte sie den aus der Kulisse hervortretenden Bändiger, der sich lächelnd vor dem Publikum verneigte. Ein beifälliges Gemurmel ging beim Anblick des ungewöhnlich hübschen und in seinem kleidsamen Kostüm doppelt vorteilhaft aussehenden jungen Mannes durch die Reihen der Zuschauer. Die Damen zumal fanden ihn allerliebst, und manches junge Herzchen klopfte in rascheren Schlägen, als die Gittertür des kleinen Vorkäfigs klirrend hinter ihm zugefallen war und er die unwirsch murrende Löwin mit einem Peitschenhieb in die Ecke trieb, um den ruhig und majestätisch dreinschauenden „Sultan" seine Kunststücke beginnen zu lassen.

Alles verlief programmgemäß und ohne sonderlich aufregende Zwischenfälle. Auch „Scheherazade" absolvierte nach entsprechender Ermunterung ihre Reifensprünge, die den Gipfel ihrer Kunstfertigkeit darstellten, und auf einen Zuruf des Dompteurs erhob sich „Sultan" auf die Hinterpranken, bereit, die Glanznummer der Vorstellung, den hier noch nie gezeigten „Ringkampf" zu beginnen. Die Spannung im Publikum war auf das Aeußerste gestiegen, aber man hatte die Empfindung, daß der Bändiger seines scheinbaren Gegners vollkommen sicher sei. Da plötzlich tönte es wie ein einziger gellender Aufschrei aus Dutzenden von Menschenkehlen. Denn die Löwin, die bis dahin anscheinend ruhig im Hintergrund des Käfigs gelegen, sprang mit einem mächtigen Satze auf George Byford, der ihr den Rücken kehrte, zu und riß ihn mit einem einzigen Tatzenschlage, der seine Schulter getroffen zu Boden. Man sah, daß sein von der Pranke der Bestie gestreiftes Gesicht sich sofort mit Blut bedeckte und daß er einen vergeblichen Versuch machte, sich zu erheben. Unter sinnlosen Entsetzensrufen sprang alles von den Plätzen auf, und aus der Kulisse sprang der mit einer Eisenstange bewaffnete Neger, um durch die Stäbe des Gitters hindurch die Löwin von ihrem Opfer hinweg zu treiben. Aber er würde damit schwerlich schnell genug Erfolg gehabt haben, wenn ihm nicht Hilfe von einer Seite gekommen wäre, von der sie gewiß niemand erwartet hatte.

Mit furchtbarem, markerschütterndem Gebrüll hatte sich der Löwe auf das Weibchen gestürzt und sein furchtbares Gebiß hatte sich so tief in ihren Nacken gegraben, daß man das Krachen der Knochen unter seinen Zähnen hören konnte. . . Ein Kampf, wie noch keiner der Anwesenden ihn je zuvor gesehen, entspann sich zwischen den beiden gewaltigen Tieren. Der Bändiger aber, der sich von der ersten betäubenden Wirkung des Tatzenschlages ein wenig erholt hatte, richtete sich mühsam auf und gelangte, von den Löwen unbelästigt, aus dem Käfig auf die Bühne, wo er jedoch sogleich, ohnmächtig vor Schmerz, bewußtlos zusammenbrach.

— — — — — — — — — —

Am Abend des nächsten Tages erst erfuhr George Byford auf seinem Schmerzenslager im Spital zu Ladville aus dem Munde des ihn besuchenden Negers, wie der Zwischenfall geendet. Von den Zuschauern war zwar bei der Panik glücklicherweise niemand zu Schaden gekommen, er selbst aber hatte, ganz abgesehen von seiner furchtbaren Verwundung — das rechte Ohr und ein Teil der Wange waren ihm fortgerissen — einen schweren Schaden

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19070414066/fragment/page=0001

zu beklagen. Denn man hatte „Sultan“ erst dann von der unter seinen Zähnen und Zähnen wimmernden „Scheherazade“ trennen können, als das halb zerfleischte Tier schon in den letzten Zuckungen lag. Und noch eine andere Hiobspost brachte der Schwarze. Der Besitzer des Lokals hatte die sofortige Entfernung des überlebenden Löwen aus seinem Hause verlangt, und nur mit größter Mühe war es dem Neger gelungen, in einem leerstehenden Laden einen Raum ausfindig zu machen, den man ihm gegen schweres Geld für die Unterbringung des Transportkäfigs mit dem ebenfalls verwundeten „Sultan“ überließ.

„Der Löwe ist ganz verändert“, meinte er. „Er liegt völlig apathisch da und mag kaum fressen. Es ist gerade, als ob er sich um etwas grämte.“

Byford band seinem Gehilfen auf die Seele, das Tier ja recht sorgfältig zu pflegen, dann fiel er, von seinen Schmerzen überwältigt, aufs neue in eine tiefe Ohnmacht. — —

Drei Wochen später wurde er, notdürftig wiederhergestellt, aus dem Spital entlassen. Er trug den rechten Arm in der Schlinge und einen dicken Verband um das Gesicht, das nach der Versicherung der Aerzte dauernd entstellt bleiben würde, so daß er an ein öffentliches Auftreten hinfort nicht mehr denken durfte. Das Ziel seines ersten Weges war der Ihm von dem Neger bezeichnete Laden. Und er erfuhr dort von dem Eigentümer des Hauses einen nicht eben freundlichen Empfang.

„Wenn Sie nicht noch heute gekommen wären, hätte ich die Bestie da unten durch die Polizei erschießen lassen“, erklärte der Mann. „Der Neger, der sie während der letzten Wochen gefüttert hat, ist seit vorgestern spurlos verschwunden und die ganze Nachbarschaft ist in heller Rebellion, weil sie in jedem Augenblick erwartet, den Löwen ausbrechen zu sehen.“

Byford ließ sich banger Ahnungen voll, den Schlüssel zu dem Ladenraum aushändigen, dessen Fenster durch hölzerne Jalousien dicht verschlossen waren. Er konnte denn auch nach seinem Eintritt in dem stockfinsteren Raume nicht das Gewünschte wahrnehmen, aber als er den Löwen beim Namen rief, war es ihm, als ob er einen seltsamen, klagenden Laut in seiner unmittelbaren Nähe vernähme. Er zog sein Feuerzeug aus der Tasche und beim Lichte des aufflammenden Zündhölzchens sah er die gewaltige Gestalt des Löwen hart vor seinen Füßen. Der treulose Neger mußte absichtlich die Tür offen gelassen haben, vielleicht, weil er sich an der Bevölkerung von Ladville für die mannigfachen Drangsale, die er während der letzten Wochen erlitten, hatte rächen wollen. Aber der arme „Sultan“ sah nicht aus wie Einer, den es nach Menschenblut gelüstet. Wie ein krankes Hündchen kauerte er vor seinem Herrn, sah aus unsäglich traurigen Augen zu ihm auf und begann seine Füße zu lecken. Byford beeilte sich, eine Gasflamme des Wandarmes zu entzünden, den er im Lichte seines Streichholzes wahrgenommen und beugte sich dann zu dem Löwen herab, um zärtlich seinen mächtigen Kopf zu streicheln. Wie in einer Regung der Freude bewegte das königliche Tier den Schweif, aber es war ersichtlich nicht mehr im Stande, sich zu erheben, und ein Stöhnen, so dumpf und qualerpreßt, als käme es aus einer totwunden Menschenbrust, drang aus seinem Rachen.

Dem jungen Manne traten die Tränen in die Augen. Die Leiden des edlen Tieres, dem er die Rettung seines Lebens verdankte, schnürten ihm das Herz zusammen, und plötzlich, als ihn ein stechender Schmerz vom Gesicht an die grausame Zerstörung seiner eignen Zukunft erinnerte, überwältigte ihn eine so tiefe Niedergeschlagenheit, eine so hoffnungslose Entmutigung, daß er sich neben dem sterbenden Löwen auf den Boden niederwarf, daß er seinen Nacken mit beiden Armen umschlang und das verbundene tränenüberströmte Gesicht in seine Mähne drückte. — — —

Bald danach vernahmen die Bewohner des Hauses den dumpfen Knall zweier rasch aufeinander folgender Schüsse, die in dem verschlossenen Laden abgefeuert worden sein mußten. Und als ich endlich genug beherzte und wohlbewaffnete Männer zusammengefunden hatten, daß man unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln eine Eröffnung des Raumes vorzunehmen wagte, fand man den jungen Dompteur George Byford mit zerschmetterter Schläfe leblos neben seinem durch einen Schuß ins Auge getöteten Löwen.

Carmen Sylva's „Leuchtender Herd.“

Eine deutsche Bitte. Von Paul Lindenberg.

„Durch die Blinden soll das Seelenlicht
hell werden, das über die Erde leuchten
wird in Strahlen der Ewigkeit.“
Elisabeth Königin von Rumänien.

Auf fernem, fremdem Boden schuf das liederkundige, holde Fürstenkind vom Rhein, Prinzessin Elisabeth Wied, ihrem Gemahl und sich das traute Heim, den eigenen Herd, in jenem von der Donau durchzogenen Lande, dem deutsche Kulturarbeit so wichtige Dienste geleistet. An schweren Prüfungen reiche Jahre waren es, die König Karl von Rumänien, der Hohenzoller, mit seiner treuen Lebensgefährtin durchkämpfen mußte, oft brausten wilde Stürme um das Haus und erschütterten es in seinen Grundfesten, aber die Bewohner zagten nicht, — schien auch wiederholt ihr Lebenswerk gefährdet, sie ließen es nicht im Stich, sondern setzten es zielbewußt und emsig fort in stiller, harter, hingebender Arbeit. Und wurden belohnt dafür, daß sie den Samen ausgesäen haben, den sie unermüdlich mit fleißigen Händen ausgestreut, und ernten nun Liebe und Dankbarkeit vom eigenen Volke in vollem Maße und die willige Anerkennung der fremden Völker für das Geleistete, das Erreichte!

Als tapferer Kriegsmann und klug abwägender Politiker errang der Hohenzoller seinem Lande die Unabhängigkeit und die Königskrone, als vorsamste, hingebendste Hüterin und Helferin in Kriegs- und Friedenszeiten bewährte sich die Königin, erfüllt von innigster Teilnahme am Menschenleid und Menschenvorge: der König ruhig-ernst, von vornehmer Freundlichkeit, erfüllt von der Verantwortung seiner großen Aufgaben, die Königin sonnig und hell, von fesselnder Regsamkeit, einen frohen Schimmer goldigen Frühlingssscheins um sich verbreitend, nicht nur Königin, auch Dichterin. Und gerad als Carmen Sylva sieht sie in unseren Herzen nah, hat uns durch innige und tiefe Worte über manch drückende Stunden hinweggeholfen, hat uns oft die Seele erfüllt mit lichten Bildern und unsere Phantasie belebt mit geheimnisvollen Mären, die für der Poesie zugeraunt, hat uns feine und kluge Werke geschenkt, die uns und unserm Geistesleben viel, sehr viel bedeuten.

Und nun können wir dieser seltenen Frau, die alles, was sie hat und erhält und was sie durch die Feder erwirbt, den Armen mit offenen Händen gibt, danken, wir können für all das, was sie uns in vielen Jahren beschente, eine Gegengabe gewähren, jeder nach seinen Kräften, und wir können dadurch ihr gutes, reiches, edles Herz aufs tiefste erfreuen!

Im Frühling vergangenen Jahres war es, im Bukarester Palais, im palmen- und blumengeschmückten Salon der Königin, die rumänische Hauptstadt prangte im buntesten Flaggenschmuck, denn man feierte das vierzigjährige Regierungsjubiläum des Herrschers. Die fürstliche Frau war frohbewegt, ging es doch vor allem dem von ihr treu gepflegten Gemahl besser nach längerem Kranksein und nahm sie frohen Anteil an den begeistert dargebrachten Huldigungen des gesamten Volkes. Aus der festlich lärmenden Gegenwart rettete sie sich in eine schöne Zukunft, in fortreißenden Drang und Klang erzählte sie von ihren Plänen, eine Blindenkolonie ins Leben zu rufen, nachdem sie klagend hervorgehoben, daß es in Rumänien unter 6 Millionen Einwohnern 30000 Blinde gibt, davon die Hälfte verheiratet, alle in Not und Elend verkommend, keiner sich um sie kümmernd — die Beklagenswertesten unter allen Erdenkindern! Die sonst so strahlenden, tiefblauen schönen Augen der Erzählenden blickten traurig und die weiche Stimme war tränenschwer, als sie von all dem grenzenlosen Jammer berichtete, den sie auf ihren Reisen im ganzen Lande kennen gelernt. Dann aber sprach sie, innerer Begeisterung voll, erregt und bewegt, von ihrem Hoffen und Sehnen, jenen Armsten unter den Armen helfend zu nahen, nicht mit Almosen sie unterstützend, sondern sie zur Arbeit erziehend und ihnen lohnende Beschäftigung gewährend, damit sie über die langen, bangen Stunden hinwegkommen und sich ihr Brot selbst verdienen sollen. Wie hell und freudig drangen da die Worte von den beredten Lippen und wie spielerisch sich auf dem gütigen, noch so jugendfrischen Gesicht die eigene frohe Bewegung: „Ja, eine ganze Blindenstadt soll erstehen, langsam, allmählich. Und ich will die Armen so reich machen, daß die geistig Beanlagten Zeit zum Lernen gewinnen, die Musikalischen Künstler werden können, wir wollen Theateraufführungen und Konzerte veranstalten, unsere Blindenstadt soll sehr hell und heiter werden, und darum will ich sie „Vatra Luminoasa“ nennen. „Der leuchtende Herd!“ — Meine Begeisterung dafür ist immer im Wachsen begriffen und meine Arbeit auch! Ob man mir in Deutschland helfen wird? Sicherlich werde ich aber von deutscher Seite nicht zu hören bekommen: „Die Armen sollen arm bleiben und als solche behandelt werden!“ O, von hier aus soll Licht in alle Welt gehen, und ich will allen, allen aus Herzensgrund danken, die mir beistehen bei diesem, meinem großen Freudenwerk!“

Seitdem ist jene Blindenstiftung ins Leben getreten, zunächst unter bescheidenen Verhältnissen, aber doch beherbergt sie schon seine im steten Wachsen begriffene Zahl von Blinden, die in verschiedenen Handfertigkeitszweigen beschäftigt werden, im gemeinsamen, traulichen Heim wohnend, nicht mehr von Not und Elend bedrängt. Es ist natürlich nur ein kleiner Anfang — der schlichte Beginn, um die wundervollen Pläne der Königin Elisabeth zu verwirklichen.

Reglamer, schneller Hilfe bedarf es dann! Möchten sich auch die deutschen Hände öffnen, möchten sie die große Menschenfreundin auf dem rumänischen Königsthrone unterstützen, um Licht und Freude zu verbreiten! Es ist der wirdigste deutsche Dank für all das, was Carmen Sylva getan, als Dichterin wie als Fürstin! Die kleinste Summe findet das herzlichste Willkommen! Man schickt die Beiträge am besten an das Bankhaus Mendelssohn & Comp., Berlin W., Jägerstraße 50 (mit näherer Bezeichnung) oder an die „Vatra Luminoasa Regina Elisaveta“, Bukarest, 31 Boulevard Carol. Jede einzelne Spende von 20 Mark aufwärts, wird direkt von Königin Elisabeth belohnt, und zwar durch einen eigenhändigen Dank auf Postkarte mit der Photographie, durch ein Kabinettbild mit Unterschrift, durch silberne und goldene Medaillen, schließlich durch ein großes, künstlerisches Ehrendiplom mit Widmung.

„Ob man mir in Deutschland helfen wird?“ so lautete die Frage der Königin. Möchte die heischende Tat die schönste Antwort bilden!

Die Erschaffung und das Wesen des Weibes

wird in der Hindu-Mythologie in folgender Weise charakteristisch geschildert: Zu Anfang der Zeit schuf Twaschtoi die Welt. Als er indes ein Weib zu schaffen wünschte, fand er, daß er alles Material schon in der Schöpfung des Mannes aufgebraucht hatte. Da wußte sich der Gott, nach längerem, tiefem Nachdenken folgendermaßen zu helfen: Er nahm die Rundlichkeit des Mondes, die Wellenbewegung der Schlange, die unwichtigende Neigung der Schlingpflanzen, das Zittern des Grases, die Schlankheit der Kletterrose und den Sammethauch der Blüten, die Leichtigkeit des Blattes und den Blick des Rehes, die Munterkeit der Sonnenstrahlen und die Tränen des Nebels, die Unbeständigkeit des Windes und die Furchtsamkeit des Hasen, die Eitelkeit des Pfauen und die Weichheit der Federn vom Halse der Schwalbe, die Härte des Diamants, den süßen Duft des Honigs und die Grausamkeit des Tigers, die Wärme des Feuers, die Kälte des Schnees, das Plappern des Hähers und das Gurren der Turteltaube. Aus all diesen zusammengewichten Elementen bildete er ein Weib und machte es dem Manne zum Geschenk. Acht Tage später kam der Mann zu Twaschtoi und sagte: Herr, das Geschöpf, das du mir gabst, vergittet mir das Leben. Es plappert ohne Aufhören, beunruhigt meine ganze Zeit, klagt ohne die geringste Ursache und ist immer krank. Da nahm der Gott das Weib wieder zurück. Aber acht Tage später kam der Mann wieder und sagte: Herr, mein Leben ist sehr einsam, seit ich das Geschöpf dir zurückgab. Sie pflegte mir zu singen und zu tanzen; ich muß immer daran denken, wie sie mich schelmisch anlah, mit mir spielte und sich an mich hängte.“ Da gab ihm Twaschtoi das Weib wieder zurück. Nur drei Tage verstrichen, da war der Mann wieder bei ihm. Herr — sagte er — ich verstehe die Sache nicht recht, aber sicherlich verursacht mir das Weib mehr Aerger als Freude. Ich bitte dich, mich von ihm zu erlösen.“ Aber Twaschtoi rief aus: „Geh deines Weges und tu' dein Beites. Und der Mann rief: Ich kann nicht mit ihr zusammen leben. — Ja, kannst du denn ohne sie leben? erwiderte der Gott. Und der Mann beugte kummervoll das Haupt und murmelte: Wehe mir! Ich kann weder mit ihr, noch ohne sie leben!

Die Frau im Sprichwort der Völker.

Das schöne Geschlecht kommt in den Sinnsprüchen der verschiedenen Völker nicht allzu gut weg, wie die folgende Zusammenstellung erkennen läßt. Der Spanier sagt: „Die Frau und der Maulesel gehorchen mehr, wenn man sie streichelt, als wenn man sie zwingen will. — Die Türken sind der Frau sind viel wert und kosten wenig. — Der Fuchs weiß viel, aber eine Frau, die liebt, weiß noch mehr.“ Der Araber behandelt die Frau sehr von oben herab, da sie ihm nicht viel bedeutet: „Die Schönheit des Mannes besteht in seinem Geist, der Geist der Frau in ihrer Schönheit. — Frage immer deine Frau um Rat und tue dann, was du willst.“ Der Indier spricht: „Die Kokette ist wie der Schatten: Folge ihr, sie sieht dich; fliehe sie, sie wird dir folgen.“ Auch die Chinesen sind nicht sehr zärtlich, wenn sie von ihrer besseren Hälfte sprechen: „Die Zunge der Frauen ist ihr Degen, und sie lassen sie niemals rostig werden. — Der Geist der Frauen ist von Quecksilber, und ihr Herz ist von Wachs.“ Auf die Frage: „Was ist eine Frau?“ antwortet der Türke: „Eine Gefangene“; der Albanese: „Eine Sklavin“; der Serbe: „Eine Dienerin“; der Bulgare: „Eine Gebärerin“; der Grieche aber sagt: „Eine Königin“. Sehr überraschen muß es, daß selbst die als galant verschrieenen Franzosen in ihren Sprichwörtern die Frau nicht sehr zart anfassen: „Die Frauen und die Narren verzeihen niemals. — Die Frau lacht, wenn sie kann, und weint, wenn sie will. — Was der Teufel nicht kann, macht die Frau. — Wer seine Frau schlägt, ist wie der, der einen Sack Mehl schlägt: das Gute fliegt weg, das Schlechte bleibt. — Die guten Frauen sind alle auf dem Kirchhof.“ — Man sieht, daß — mutatis mutandis — alle Völker über die Frau vielelle Ansicht haben, und daß diese Ansicht nicht sehr schmeichelhaft ist. Es muß allerdings in Betracht gezogen werden, daß die Sprichwörter — von Männern gemacht worden sind.

Sommerpensionen für kleine Kinder.

In der „Frauen-Korrespondenz“ wird, als lohnender Beruf für nicht zu junge Damen, die Gründung von Sommerpensionen für kleine Kinder im Alter von zwei bis sechs Jahren angeregt. Nur zu häufig, wird da ausgeführt, hört man im Frühjahr und Sommer die Klagen: „Das Kind ist so zart und hätte dringend See- oder Waldluft nötig; wenn wir nur wüßten, wo man das Kleine hingeben soll!“ Häufig ist die Mutter durch die Leitung ihres Hausstandes verhindert, wochenlang mit dem Kinde in einem Seebad oder einem Luftkurort zu weilen, und um der ganzen Familie eine mehrwöchige Sommerreise zu gestatten, fehlt es oft an den pekuniären Mitteln. Da wäre denn ein Sommerheim, wo solch zartes Kind ruhigen Herzens hingegeben werden könnte, sehr erwünscht. Hauptbedingungen für ein solches Unternehmen sind: etwas pekuniäre Mittel, die sich aber bald verzinsen würden, große Liebe der Leiterin zu Kindern und Verständnis für ihre Pflege und Beköstigung, ein geschützt liegendes Haus mit möglichst großem Garten an der See oder in sehr waldreicher Gegend (welches ja für die Sommermonate leicht mietweise zu bekommen ist). Dann müßte sich die Leiterin des Kinderpensionats mit dem Arzt in Verbindung setzen und ihr Unternehmen möglichst unter seine Oberaufsicht stellen, damit sie über den Gesundheitszustand und die Ernährung jedes einzelnen Kindes immer genau unterrichtet ist und weil diese ständige ärztliche Aufsicht sehr besorgte ängstliche Eltern beruhigt. Zu ihrer persönlichen Hilfe engagiert die Dame am zweckmäßigsten einige erfahrene Kinderpflegerinnen für die ganz Kleinen, für die größeren Kindergärtnerinnen 2. Klasse.

Moderne Gelddörsen.

Seit langem machte man nicht mehr so ausgiebig von den Pelzmuffen Gebrauch wie im letzten Winter. Das kam daher, daß die großen Muffe gleichsam eine Ergänzung der kurzen Aermel bildeten und gleichzeitig den vielerlei Dingen, die eine Dame stets zur Hand haben will, bequem Raum boten. Was alles konnte man nicht außer den Händen noch darin unterbringen! Man denke nur an die notwendigsten Dinge: Geldbörse, Taschentuch, Spiegel, Notizbuch usw. Eine Kleidertasche zur Aufnahme dieser Gegenstände besitzen die Frauen nicht, denn von der Tasche, die einige Schneiderinnen gnädigst im Jackenkleid anbringen wollen, macht keine gern Gebrauch. Man muß sich also wieder mit der großen Geldbörse begnügen, die an kurzem Kettchen an der Hand getragen wird. Sie muß freilich groß genug sein, daß alle die Miniaturgegenstände, die man immer mit sich führen muß, sich darin unterbringen lassen. Eine für sich abgeschlossene Abteilung in der Mitte nimmt das Geld auf, wobei das Gold besonders verwahrt wird, und die Seiten bergen das andere Unentbehrliche. Wie im Vorjahre sind auch jetzt diese Börsen aus Gold oder aus Platina oder auch aus beidem gemischt, wobei letzteres in regelmäßigem Muster dem Gold eingearbeitet ist. Wie im Vorjahre sind die Bügel, die den Verschluß bilden, bald von schlichter Art, bald kostbar mit Edelsteinen besetzt. Nur eine Neuerung wurde für diese Saison vorgenommen. Diese hat, so klein sie auch ist, mit einem Schlage alle die vorsichtigen Börsen in der Mode begraben. Sie besteht darin, daß die Metallnetze viel weiter als die früheren sind und mit Falten in den Bügel einmünden. Eine zweite Neuheit auf diesem Gebiet sind die Schwanbörsen. Diese sind meistens in Gold und Platina gearbeitet, von breiter, doch kurzer Faltenform und haben als Bügel einen Schwan, der in Platina mit Goldauflage ausgeführt ist. Die gleichen Neuerungen finden sich an den kleinen Geldbörschen, die von den Herren in der Westentasche getragen werden. Auch hierfür gilt die längliche Faltenform oder die kurze breite Fasson mit Schwanenbügel.

Das Tongehör der Hunde.

In den Sitzungsberichten der Berliner Akademie der Wissenschaften werden Mitteilungen über interessante Experimente veröffentlicht, die Dr. Otto Kalischer angestellt hat, um das Vermögen der Hunde, Töne zu unterscheiden, festzustellen. Seine Untersuchungen hatten die Funktion des Schläfenlappens des Großhirns zum Gegenstande, und er hat hierfür eine neue Hörprüfungsmethode bei Hunden ausgebildet, die einer allgemeineren Anwendung fähig ist und die Tierdressur für physiologische und psychologische Beobachtungen nutzbar macht. Dr. Kalischer suchte Hunde in der Weise zu dressieren, daß sie nur bei einem ganz bestimmten Ton nach vor ihnen liegenden Fleischstücken schnappen durften, bei anderen Tönen aber die Fleischstücke liegen lassen mußten. Er bediente sich zu seinen Versuchen anfangs einer Orgel mit neun Pfeifen, deren Töne um je eine Oktave differierten. Später verwandte er auch das Klavier und das Harmonium, und besonders mit dem letzteren erzielte er sehr gute Resultate. Er schlug zunächst auf der Orgel einen bestimmten Ton an und gab dem Tier, so lange der Ton erklang, Fleischstücke mit der Hand zu fressen. Nachdem sich das Tier bei den beiden ersten der Versuche, die alle nur täglich einmal stattfanden und je vier bis fünf Minuten dauerten, an diesen Klang gewöhnt hatte, schlug der Experimentator zwischendurch einen anderen Ton an und hielt währenddessen das Fleischstück mit der Hand umschlossen, so daß der Hund es nicht erreichen konnte. So suchte er die Tiere zu gewöhnen, auf den „Freßton“ und den „Gegenton“ verschieden zu reagieren. Die richtige Reaktion begann bei manchen Tieren schon vom fünften oder sechsten Versuche an; war die Dressur dann vollendet, so schnappte der Hund bei dem Freßton mit Sicherheit zu, während er bei dem Gegenton scheinbar erschreckt zurückfuhr, auch wenn ihm kein äußeres Hindernis von dem Fleischstück abhielt. Im Laufe dieser Experimente ergaben sich nun interessante Beobachtungen, die zeigten, daß die Hunde, und zwar alle Hunde, ein überaus feines Tonunterscheidungsvermögen besitzen, wenn auch die Zeitdauer der Dressur wechselt. Anfänglich wurden die Gegentöne möglichst weitab vom „Freßton“ genommen; aber allmählich gewöhnten sich die Hunde auch an näherliegende Gegentöne und man konnte sie beim Harmonium ohne große Mühe soweit bringen, daß sie den „Freßton“ selbst von den benachbarten halben Tönen mit Sicherheit unterschieden. Die Hunde konnten auch auf verschieden hohe Töne dressiert werden; einige Tiere nahmen das Fleisch bei hohen, andere bei tiefen Tönen ab, je nachdem sie daran gewöhnt waren. Die dressierten Hunde reagierten auf den Freßton selbst dann, wenn er zugleich mit denselben anderen Tönen auf der Orgel oder dem Harmonium angeschlagen wurde. Die Disharmonie konnte dabei derartig sein, daß die meisten, selbst musikalischen Menschen nicht erkannten, ob der „Freßton“ dabei war oder nicht. Weiter gelang es ohne große Schwierigkeit, die bereits auf einen bestimmten Ton dressierten Tiere in der Weise umzudressieren, daß sie ausschließlich bei einem anderen bestimmten Ton nach den Fleischstücken schnappten. Auch ein „absolutes Tongehör“ mußte den Hunden zugesprochen werden, da sie gleich bei Beginn der jedesmaligen Versuche, auch wenn Tage dazwischen lagen, den „Freßton“ sofort von den Gegentönen unterschieden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-847518-19070414066/fragment/page=0002